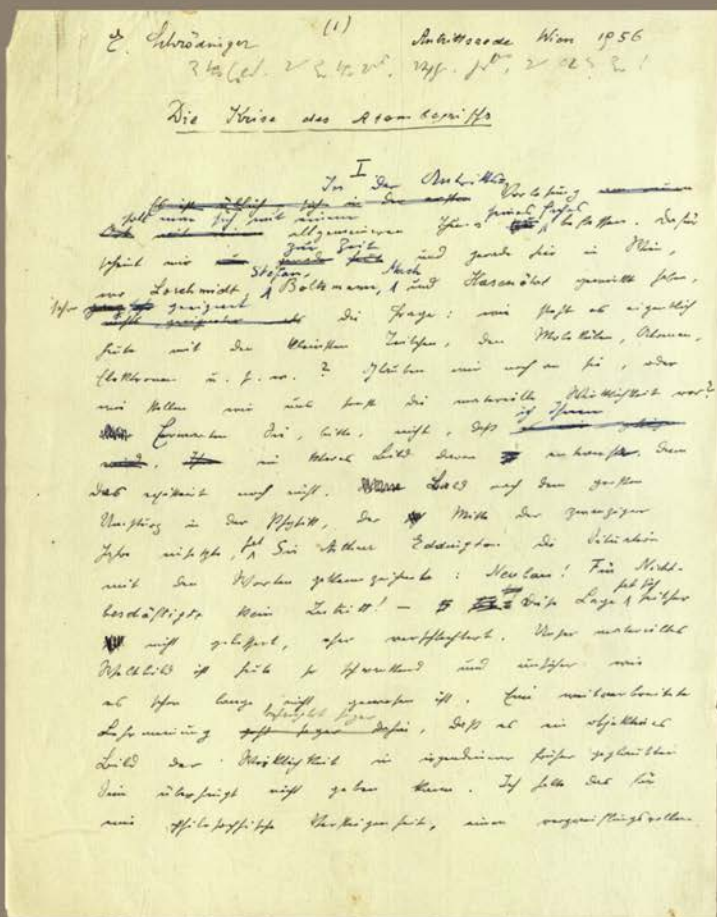


Die Antrittsvorlesung

Wiener Universitätsreden der Philosophischen Fakultät

Vienna University Press





unipress

Thomas Assinger / Elisabeth Grabenweger /
Annegret Pelz (Hg.)

Die Antrittsvorlesung

Wiener Universitätsreden der
Philosophischen Fakultät

Mit 3 Abbildungen

V&R unipress

Vienna University Press



universität
wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Vienna University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung durch die Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät,
die Fakultät für Physik und die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien.

© 2019, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Erste Seite des Manuskripts von Erwin Schrödinger: »Die Krise des
Atombegriffs«, Antrittsrede Wien 1956. Handschrift, 18 Bl. – Österreichische Zentralbibliothek für
Physik, Nachlass Erwin Schrödinger, pack 21 n. 9, Sig. W33–801.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck
Printed in the EU.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-8470-0933-7

Inhalt

Einleitung	7
Alexander Conze: <i>Ueber die Bedeutung der classischen Archæologie</i> (1869) Kommentar von Karl Reinhard Krierer	17
Moriz Thausing: <i>Die Stellung der Kunstgeschichte als Wissenschaft</i> (1873) Kommentar von Georg Vasold	37
Franz Brentano: <i>Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete</i> (1874) Kommentar von Hans-Joachim Dahms	53
Erich Schmidt: <i>Wege und Ziele der deutschen Litteraturgeschichte</i> (1880) Kommentar von Elisabeth Grabenweger	71
Ernst Mach: <i>Über den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen</i> (1895) Kommentar von Bastian Stoppelkamp	97
Guido Adler: <i>Musik und Musikwissenschaft</i> (1898) Kommentar von Wolfgang Fuhrmann	119
Ludwig Boltzmann: <i>Die Prinzipien der Mechanik</i> (1902) und <i>Ein Antrittsvortrag zur Naturphilosophie</i> (1903) Kommentar von Wolfgang L. Reiter	141
Elise Richter: <i>Zur Geschichte der Indeklinabilien</i> (1907) Kommentar von Melanie Malzahn	161

Moritz Schlick: <i>Vorrede zur Vorlesung ›Einführung in die Naturphilosophie‹</i> (1922)	
Kommentar von Friedrich Stadler	189
Heinrich von Srbik: <i>Metternichs Plan einer Neuordnung Europas 1814/15</i> (1922)	
Kommentar von Martina Pesditschek	203
Heinz Kindermann: <i>Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft</i> (1943)	
Kommentar von Birgit Peter	225
Erwin Schrödinger: <i>Die Krise des Atombegriffs</i> (1956)	
Kommentar von Herbert Pietschmann	237
Editorische Notiz	251
Quellenverzeichnis	253

Einleitung

Die Universität Wien kommuniziert seit dem Jahr 2005 ein ausdrückliches Interesse an der »Wiederbelebung der universitären Tradition der Antrittsvorlesungen«. Bei diesen Veranstaltungen sollen »neu berufene WissenschaftlerInnen« sich und ihre Schwerpunkte in der Forschung einer breiteren (Universitäts-)Öffentlichkeit vorstellen.¹ Der explizite Bezug auf eine »universitäre Tradition« verweist indessen nicht – wie man erwarten könnte – auf eine wohldefinierte Einrichtung aus der Geschichte europäischer Hochschulen. Die Antrittsvorlesung als universitäres Ritual, akademische Praxis und Textgattung zeichnet sich, im Unterschied zur Tradition der akademischen Lehrform der Vorlesung,² nämlich weniger durch explizit formulierte Kriterien aus, die in universitären Regularien und Erlässen nachzulesen wären, sondern vielmehr durch ein implizites Wissen, das die Akteurinnen und Akteure im universitären Feld teilen und das sie dazu befähigt, Antrittsvorlesungen zu halten. Der Besitz dieses impliziten Wissens versetzt sie aber nicht zwingend in die Lage, die besonderen Eigenheiten dieser Redeform auch abstrahieren und erklären zu können. Hinzu kommt, dass sich die Antrittsvorlesung nur bedingt vom Ereignis der Rede, wenn man will, von ihrer »Aufführung«, trennen lässt und dass sie sich in ihrer jeweiligen Realisierung als akademische Praxis durch historische Variabilität, regionale und lokale Differenzen sowie disziplinspezifische, situative und individuelle Unterschiede auszeichnet.

All diese Faktoren sprächen eigentlich dafür, dass die Konventionalität von Antrittsvorlesungen – wenn überhaupt – kaum mehr als lokale Verbindlichkeit

1 Mitteilungsblatt. Universität Wien. Studienjahr 2005/6, 11.05.2006, S. 103–104 – https://www.univie.ac.at/mtbl02/02_pdf/20060511.pdf (abgerufen am 08.02.2018); vgl. auch Mitteilungsblatt. Universität Wien. Studienjahr 2008/9, 26.05.2009, S. 8–9 – http://www.univie.ac.at/mtbl02/2008_2009/2008_2009_171.pdf (abgerufen am 08.02.2018).

2 Vgl. dazu Arno Dusini, Lydia Miklautsch (Hg.): *Vorlesung. 12 Vorlesungen über die Vorlesung*, Göttingen 2007; Friedemann Schmoll: »Vorlesen, Hören, Denken in Gemeinschaft. Ein Plädoyer für die immer wieder zeitgemäße Lehrform Vorlesung«, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Doing University. Reflexionen wissenschaftlicher Alltagspraxis*, Wien 2016, 81–102.

hat. Zudem ist die Geschichte und Theorie der Antrittsvorlesung wenig erforscht.³ Mithin ist zuallererst räumlich und historisch bewusst begrenzte Grundlagenarbeit erforderlich, wie sie der Anspruch des vorliegenden Bandes ist: Um eine systematische Begriffsbildung leisten zu können, müssen zunächst lokale historische Gegeben- und Gepflogenheiten untersucht werden. Dadurch wird nicht zuletzt auch der universitäre und professorale Inszenierungs- und Idealisierungscharakter von Gattung und Praxis der Antrittsvorlesung deutlich.⁴ Mark-Georg Dehrmann macht in seinem Aufsatz zu Antrittsprogrammen und Antrittsvorlesungen an preußischen Universitäten des 19. Jahrhunderts den Vorschlag, diese auf ihre jeweilige Realisierung als Darstellung eines zukünftigen Forschungsprogramms, als Gruß an die universitäre Kollegenschaft und, im Falle von Antrittsvorlesungen als Teil zu erbringender Leistungen im Rahmen eines Habilitationsverfahrens, als akademische Prüfung – unter Berücksichtigung lokaler rechtlicher und institutioneller Voraussetzungen – hin zu untersuchen. Während Dehrmanns heuristisches Modell die Antrittsvorlesung als Praxis im universitären Kontext analysierbar macht, arbeitet Françoise Waquet in ihrer Studie zu Antrittsvorlesungen am Collège de France verstärkt inhaltliche und rhetorische Aspekte der Textgattung Antrittsvorlesung heraus. Dazu zählt sie den obligatorischen Dank an die Institution und die versammelten Kolleginnen und Kollegen, eine Hommage an akademische Lehrer, eine Erzählung der eigenen Bildungs- und Forschungsgeschichte, die Geschichte des Lehrstuhls und der Disziplin sowie eine Skizze des geplanten Forschungsprojekts.⁵

Anhand der in den vorliegenden Band aufgenommenen Antrittsvorlesungen lässt sich darüber hinaus Folgendes zur Systematik dieser Gattung feststellen: Inhaltlich folgen die Antrittsvorlesungen einer dreigliedrigen Struktur, die mit

3 Es gibt bislang keine umfassende Untersuchung zu Geschichte und Systematik der Antrittsvorlesung. Für die Universität Wien existiert außerdem weder ein Verzeichnis gehaltener Antrittsvorlesungen noch eine Auflistung der im Druck erschienenen Antrittsvorlesungstexte. Für das Collège de France im Zeitraum von 1949 bis 2003 hat jüngst Françoise Waquet eine systematische Bestimmung von Antrittsvorlesungen vorgelegt; mit Antrittsvorlesungen und -programmen an preußischen Universitäten im 19. Jahrhundert hat sich Mark-Georg Dehrmann beschäftigt. Vgl. Françoise Waquet: *Respublica academica. Rituels universitaires et genres du savoir (XVII^e–XXI^e siècle)*, Paris 2010, 101–122; Mark-Georg Dehrmann: »Prüfung, Forschung, Gruß. Antrittsprogramme und Antrittsvorlesungen als akademische Praktiken im 19. Jahrhundert«, in: *Zeitschrift für Germanistik* XXIII/2 (2013), 226–241.

4 Dehrmann fasst diese Tendenz folgendermaßen zusammen: »Der Begriff hat einen alt-ehrwürdigen Klang: Der Meister, so mag man extemporieren, stellt seine Meisterschaft vor der Fakultäts- und Universitätsöffentlichkeit zur Schau; er markiert, wofür er steht. [...] Die Antrittsvorlesung könnte so als Ideal der um 1800 entstanden, aber immer noch virulenten Vorstellung von der Einheit von Forschung und Lehre gedeutet werden: *In actu*, in der lebendigen Rede, wird lehrend ein Grundsatzprogramm entworfen, das zukünftig die Lehre und Forschung der Universität mit prägen wird.« – M.-G. Dehrmann: »Prüfung, Forschung, Gruß«, 226f.

5 F. Waquet: *Respublica academica*, 103.

»Würdigung des Vorgängers«, »Geschichte und Auffassung des jeweiligen (Teil-)Faches« und »Skizze und Ziele des eigenen Forschungsvorhabens« beschrieben werden kann.⁶ Dass es sich bei den genannten Punkten um ›typische‹ Abschnitte von Antrittsvorlesungen, d.h. um zwar nicht explizit formulierte, aber allgemein bekannte Anforderungen an diese Gattung handelt, wird nicht zuletzt deutlich, wenn von den Rednern auf diese Struktur ausdrücklich und teilweise ironisch hingewiesen wird. So beginnt Ludwig Boltzmann nach seiner Rückberufung an die Universität Wien 1902 seine Antrittsvorlesung »Prinzipien der Mechanik« mit den Worten:

Man pflegt die Antrittsvorlesung stets mit einem Lobeshymnus auf seinen Vorgänger zu eröffnen. Diese hier und da beschwerliche Aufgabe kann ich mir heute ersparen, denn gelang es auch Napoleon dem Ersten nicht, sein eigener Urgrossvater zu sein, so bin doch ich gegenwärtig mein eigener Vorgänger. Ich kann also sofort auf die Behandlung meines eigentlichen Themas eingehen. (141)⁷

Und bei Heinrich von Srbik heißt es 1922 diesbezüglich:

An dem Tage, an dem ich meine Lehrtätigkeit an dieser altherwürdigen Hochschule, der Stätte meiner Studentenjahre und der Anfänge meines akademischen Wirkens, beginne, ist es mir erste Pflicht und innerstes Bedürfnis, des ausgezeichneten Forschers und Lehrers zu gedenken, dessen Lehrstuhl ich nunmehr einnehme [...]. (203)

Zum zweiten Punkt, zur Darstellung der Entwicklungsgeschichte der jeweiligen Disziplin, bemerkt bereits Alexander Conze 1869, dass »[e]ine solche Wahl des Themas, dass der Lehrer über das Ganze seines Faches sich ausspricht, [...] bei Antrittsvorlesungen oft genug und gewiss immer passender Weise getroffen« (17) wird. Erwin Schrödinger meint 1956 entsprechend, dass man sich »[i]n der Antritts-Vorlesung [...] mit einem allgemeinen Thema seines Faches befassen« (237) soll.

Dass die Darlegung der eigenen Forschungsziele zu den Aufgaben einer Antrittsvorlesung gehört, kommentiert Franz Brentano 1874 mit Blick auf die vorangegangene Entwicklung der Philosophie an den Universitäten. Er hält fest, dass »[v]or wenigen Jahrzehnten [...] ein Lehrer der Philosophie beim Eintritte in einen neuen Wirkungskreis sicher darin seine Aufgabe erblickt haben« würde, »ein Bild seines besonderen philosophischen Systems vor den Augen seiner Zuhörer zu entrollen«. Die damals »schwebende Frage« sei inzwischen aber zugunsten der Erfahrung und nicht der Intuition als Grundlage der Philosophie entschieden, weshalb sich sein wissenschaftliches »Unternehmen«, das er im

6 Die einzige Ausnahme bildet in dieser Hinsicht die Antrittsvorlesung von Elise Richter. Zu deren spezieller Funktion und Ausrichtung s. den Kommentar im vorliegenden Band.

7 Sämtliche Zitatnachweise in Klammern im Haupttext beziehen sich auf den vorliegenden Band.

Folgenden skizziere, damit beschäftigen werde, »ob überhaupt Wahrheit und Sicherheit in philosophischen Fragen erreichbar sei.« (53)

Mit diesen ›typischen‹ Elementen der dreigliedrigen Textstruktur wird in den Antrittsreden und Antrittsvorlesungen nicht zuletzt auf institutionelle Anforderungen und pragmatische Kontexte reagiert. Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts datiert ein markantes Ereignis der offiziellen Geschichte dieses Rituals und seiner Praxis in Österreich.

Am 8. Februar 1757 verfügte Kaiserin Maria Theresia – und mit ihr die niederösterreichische Repräsentation – im Zuge der Übergabe des neuen Wiener Universitätsgebäudes, dass jeder neu bestellte Professor bei Antritt seiner Professur eine öffentliche Rede zu halten habe.⁸ Als Zeichen des Amtsantritts und als Instrument der Außenwirkung relevant wurden Antrittsvorlesungen jedoch erst mit der Universitätsreform ab 1848/49 und der damit einhergehenden Modernisierung der Berufungsmodalitäten und der Einführung der Habilitation.⁹ Dabei bezeichnete man als Antrittsvorlesung sowohl den öffentlichen Habilitationsvortrag als Qualifikationsschritt, in dem der jeweilige Bewerber um die akademische Lehrbefugnis sein Forschungsgebiet präsentierte, als auch die öffentliche Rede, mit der sich ein neu berufener Professor dem Kollegium, den Studenten und der interessierten Öffentlichkeit vorstellte.¹⁰

Der vorliegende Band versammelt in chronologischer Reihenfolge die Texte von insgesamt dreizehn Antrittsvorlesungen von elf Wissenschaftlern und einer Wissenschaftlerin aus beinahe 100 Jahren Geschichte der Wiener Philosophischen Fakultät von 1869 bis 1956. Den edierten Vorlesungen und Reden folgen universitäts- und wissenschaftshistorische Erläuterungen durch ausgewiesene Expertinnen und Experten. In diesen Beiträgen werden die Antrittsvorlesungen in fachgeschichtlicher Hinsicht kommentiert sowie in ihrem institutionellen, biographischen und politischen Kontext verortet. Außerdem wird der spezifi-

8 »Einführung des Restaurationsfestes«, UAW, Rektorat, CA 1.1.80.

9 Vgl. Kamila Staudigl-Ciechowicz: *Das Dienst-, Habilitations- und Disziplinarrecht der Universität Wien 1848–1938. Eine rechtshistorische Untersuchung zur Stellung des wissenschaftlichen Universitätspersonals*, Göttingen 2017.

10 Eine verwandte Tradition an europäischen Universitäten sind Dekanats- und Rektoratsreden in Form von Fachvorträgen. Nicht selten haben auch sie programmatischen und (institutions-)politischen Charakter. Vgl. das Forschungsprojekt *Rektoratsreden im 19. und 20. Jahrhundert* an der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – Dieter Langewiesche: »Rektoratsreden – ein Projekt in der Abteilung Sozialgeschichte«, in: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg.): *Jahresbericht 2006*, München 2007, 47–60; Dieter Langewiesche: »Zur untergegangenen Tradition der Rektoratsrede«, in: *Akademie Aktuell. Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 2 (2007), 47–49.

sche Ereignischarakter der Antrittsvorlesungen mittels der Darstellung ihrer zeitgenössischen Rezeption verdeutlicht. Als Einzelstudien leisten diese Kommentare darüber hinaus einen Beitrag zur bislang ungeschriebenen Geschichte der Redereform und Praxis der Antrittsvorlesung an der Universität Wien und nehmen Bezug auf die wechselvolle Geschichte der Philosophischen Fakultät unter Berücksichtigung sowohl wissenschaftlicher als auch politischer Entwicklungen in Österreich.

Aufgenommen wurden bis auf den Habilitationsvortrag der Romanistin Elise Richter, die 1907 als erste Frau an der Universität Wien die *Venia Legendi* erhielt, ausschließlich Vorlesungen zum Antritt einer Professur. Diese Einschränkung führte dazu, dass Richter als einzige Wissenschaftlerin im vorliegenden Band vertreten ist. Denn erst 1956 wurde mit der Physikerin Berta Karlik der ersten Frau an der Universität Wien ein Ordinariat verliehen. Ihr folgten an der Philosophischen Fakultät 1961 die Klassische Archäologin Hedwig Kenner, 1966 die Theaterwissenschaftlerin Margret Dietrich und 1967 die Psychologin Sylvia Bayr-Klimpfinger.¹¹ Doch keine dieser vier Wissenschaftlerinnen, deren akademische Karrieren während der Zeit des Nationalsozialismus begonnen hatten,¹² hielt eine Antrittsvorlesung. Diese Beobachtung lässt zumindest die Vermutung zu, dass auch nach der Zulassung von Frauen zu ordentlichen Professuren akademische Rituale wie das Halten einer Antrittsvorlesung und die damit einhergehende Demonstration von institutioneller und diskursiver Macht nach wie vor männlich dominiert waren. Eine weitergehende Untersuchung der Geschichte und Funktion von Antrittsvorlesungen müsste sich deshalb unter Berücksichtigung der Frage, wer aus welchen Gründen eine Antrittsvorlesung hielt und wer nicht, vor allem auch mit impliziten Ausschlusskriterien beschäftigen.

Die Auswahl der Antrittsvorlesungen – von nunmehr ausschließlich männlichen Wissenschaftlern – erfolgte für den vorliegenden Band anhand der Zusammenschau folgender Kriterien: Zunächst sollten die versammelten Reden ein möglichst breites Spektrum und möglichst viele Fächer der »alten« Philosophischen Fakultät mit ihrer Vereinigung von sowohl philologisch-historischen als auch mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern und der Philosophie abdecken. Das Herausgeberteam orientierte sich also an jener Konzeption der Philosophischen Fakultät, wie sie im Zuge der Universitätsreformen unter Minister Thun-Hohenstein 1849 etabliert wurde, als die Philosophische Fakultät ihren propädeutischen Charakter als Vorbereitungsstätte verlor und gleichwertig neben die drei anderen, die Theologische, die Rechtswissenschaftliche

11 Vgl. Doris Ingrisch: »Alles war das Institut!« *Eine lebensgeschichtliche Untersuchung über die erste Generation von Professorinnen an der Universität Wien*, Wien 1993.

12 Doris Ingrisch: »Weibliche Exzellenz und Nationalsozialismus an der Universität Wien«, in: Mitchell G. Ash, Wolfram Nieß, Ramon Pils (Hg): *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus: Die Universität Wien 1938–1945*, Göttingen 2010, 141–166.

und die Medizinische Fakultät gestellt wurde.¹³ Das bedeutet auch, dass im vorliegenden Band insgesamt zehn Disziplinen und Fachrichtungen vertreten sind, die heute nicht mehr nur einer Fakultät, sondern vier verschiedenen Fakultäten zugeordnet sind, nämlich der Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft, der Fakultät für Physik, der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen und der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät.

Ein weiteres Aufnahmekriterium war die Relevanz der Reden für die wissenschaftliche und institutionelle Verortung des jeweiligen Faches. Antrittsvorlesungen sind auch deshalb wichtige Quellen für universitäts-, fach- und wissenschaftshistorische Untersuchungen, weil sie oftmals von den Vortragenden dazu genutzt wurden, die zeitgenössische Positionierung ihres Faches mit ihren programmatischen, fachpolitischen und gelegentlich auch allgemeinpolitischen Implikationen zu thematisieren. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht vor allem jene Antrittsvorlesungen, die von Vertretern neu gegründeter Fächer und Teilfächer gehalten wurden, da diese Umfang, Relevanz und Methoden ihres gerade erst universitär beglaubigten Forschungsgebietes detailliert zu erklären und zu rechtfertigen versuchten. Hierzu zählen im vorliegenden Band etwa die Antrittsvorlesungen des Archäologen Alexander Conze, des Kunsthistorikers Moriz Thausing, des Germanisten Erich Schmidt, des Musikwissenschaftlers Guido Adler und des Theaterwissenschaftlers Heinz Kindermann.

Außerdem spielte bei der Auswahl der Antrittsvorlesungen noch die zeitliche Verteilung der Reden über die zweite Hälfte des 19. und über das 20. Jahrhundert eine Rolle, wobei keine Antrittsvorlesungen von lebenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ausgewählt wurden. Schließlich war auch die Überlieferungslage der einzelnen Reden ein wesentlicher Faktor. Nicht alle neu berufenen Professorinnen und Professoren hielten eine Antrittsvorlesung und nicht alle gehaltenen Antrittsvorlesungen sind überliefert, geschweige denn publiziert worden. Manche Antrittsvorlesungen wurden hingegen zur Gänze oder als

13 Diese große Philosophische Fakultät bestand bis zum Inkrafttreten des UOG 1975, mit dem sie in eine Grund- und Integrativwissenschaftliche, eine Geisteswissenschaftliche sowie in eine Formal- und Naturwissenschaftliche Fakultät aufgeteilt wurde. – Vgl. zu den Universitätsreformen ab 1848/49 Hans Lentze: *Die Universitätsreform des Ministers Graf Leo Thun-Hohenstein*, Wien, Graz 1962; Christof Aichner, Brigitte Mazohl (Hg.): *Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen 1849–1860. Konzeption – Umsetzung – Nachwirkungen*, Wien, Köln, Weimar 2017. Zur Geschichte der Philosophischen Fakultät vgl. Irene Ranzmaier: »Die Philosophische Fakultät um 1900«, in: Katharina Kniefacz u. a. (Hg.): *Universität – Forschung – Lehre. Themen und Perspektiven im langen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2015, 133–148; Kurt Mühlberger: »Das ›Antlitz‹ der Wiener Philosophischen Fakultät in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Struktur und personelle Erneuerung«, in: Johannes Seidl (Hg.): *Eduard Suess und die Entwicklung der Erdwissenschaften zwischen Biedermeier und Sezession*, Göttingen 2009, 67–102.

Zusammenfassungen und zum Teil mit markanten Abweichungen zum Vortrag mehrfach gedruckt und breit rezipiert. Die vorliegende Edition greift überall dort, wo eine Publikation vorliegt, auf die – teils weit verstreuten und schwer zugänglichen – Erstveröffentlichungen als Textgrundlage zurück.¹⁴ In zwei Fällen, bei der Antrittsvorlesung von Moritz Schlick und der Antrittsvorlesung von Erwin Schrödinger, war es zudem möglich, auf Grundlage des Originalmanuskripts (Schrödinger) bzw. Typoskripts (Schlick) die Erstveröffentlichung der Antrittsvorlesungstexte zu veranstalten.

Den Band eröffnet Alexander Conzes Antrittsrede *Ueber die Bedeutung der classischen Archäologie* (1869). Conze unternimmt darin eine systematische Definition der Archäologie als eigenständige historische Wissenschaft. Karl Reinhard Krierer würdigt in seinem Kommentar die Leistungen Conzes, der als erster Ordinarius an der Lehrkanzel für Archäologie die Etablierung des neu eingerichteten Faches an der Universität Wien maßgeblich vorantreibt. Grundlegendes zur Herausbildung und Bestimmung einer eigenständigen historischen Disziplin bietet auch die von Georg Vasold kommentierte Antrittsvorlesung Moriz Thausings über *Die Stellung der Kunstgeschichte als Wissenschaft* (1873). Anders ist der Zugang, den Franz Brentano in seiner Rede *Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete* (1874) zum Antritt seiner Wiener Professur wählt. Entgegen der in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dominanten Systemphilosophie schließt er an das mittlerweile weithin akzeptierte Programm von Philosophie als einer erfahrungsbasierten Wissenschaft an und fragt nach den Ursachen und der Berechtigung des zeitgenössischen Misstrauens gegenüber der akademischen Philosophie; ein Zugang, der von Hans-Joachim Dahms in seinem Kommentar kontextualisiert wird. Elisabeth Grabenweger stellt in ihrem Beitrag Erich Schmidt als einflussreichen und charismatischen wissenschaftlichen Akteur vor, der mit seiner Wiener Antrittsvorlesung *Wege und Ziele der deutschen Litteraturgeschichte* (1880) im Anschluss an die ›Schule‹ Wilhelm Scherers die wissenschaftliche Grundlegung der neueren deutschen Literaturgeschichte unternimmt und damit zur Konsolidierung und Institutionalisierung dieses germanistischen Teilfachs beiträgt. Mit Ernst Machs Rede *Über den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwicke-*

14 Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die Antrittsvorlesung von Ludwig Boltzmann, die unter dem Titel »Ein Antrittsvortrag zur Naturphilosophie« am 11. Dezember 1903 in der nur wenige Monate lang erschienenen Wiener Wochenzeitung »Die Zeit« publiziert wurde, jedoch nicht im Hauptteil, sondern in einer technisch-naturwissenschaftlichen Sonderbeilage, die aber in keiner bestandhaltenden Bibliothek in Österreich der Zeitung beigegeben worden war. Erst nach langwieriger Recherche erhielten wir von Bernhard Ornezeder von der Universitätsbibliothek Wien Nachricht, dass er ein einzelnes, ungebundenes und nicht katalogisiertes Exemplar der Beilage gefunden hatte, das er uns freundlicherweise zur Verfügung stellte. Ihm sei hier ausdrücklich gedankt.

lung von *Erfindungen und Entdeckungen* (1895) wird der Antritt einer der schillerndsten Figuren der Philosophie und Wissenschaftstheorie der Jahrhundertwende dokumentiert. Bastian Stoppelkamp setzt die Berufung des experimentell arbeitenden Naturwissenschaftlers an die eigens für ihn errichtete Professur für Philosophie sowie Geschichte und Theorie der induktiven Wissenschaften in den historischen Kontext.

Wolfgang Fuhrmann zeichnet in seinem Kommentar die unwegsame Karriereaufbahn und das Wirken des Musikwissenschaftlers Guido Adler nach, der mit seiner Wiener Vorlesung *Musik und Musikwissenschaft* (1898) das erste Ordinariat für Musikwissenschaft überhaupt antritt und darin mit Nachdruck für ein produktives Verhältnis von musikalischer Praxis und wissenschaftlicher Erforschung ihrer Geschichte und Ausarbeitung ihrer Theorie eintritt. Ludwig Boltzmann ist gleich mit zwei Texten im Band vertreten. Wolfgang L. Reiter stellt den akademischen Werdegang Boltzmanns, der insgesamt sieben verschiedene Professuren bekleidete, dar und beschreibt die Umstände der Berufung Boltzmanns auf seine letzte Wiener Professur für Theoretische Physik, zu deren Antritt er über *Die Prinzipien der Mechanik* (1902) liest. Ein Jahr später wird Boltzmann ein Lehrauftrag für Philosophie der Natur und Methodologie der Naturwissenschaften erteilt, mit dem die ausbleibende Nachfolge Ernst Machs kompensiert werden soll. Um Fehldarstellungen der ersten Vorlesungssitzung in der Presse entgegenzusteuern, publiziert Boltzmann als Richtigstellung seinen *Antrittsvortrag zur Naturphilosophie* (1903). Beide Vorlesungen zeichnen sich durch ironische Bezüge auf die Gepflogenheiten des akademischen Antritts aus und sind somit auch für ein Studium von Ritus und Genre der Antrittsvorlesung zur Jahrhundertwende aufschlussreich.

Auf ganz andere Weise wird in dem von Melanie Malzahn vorgestellten Habilitationsvortrag von Elise Richter der historische Kontext bemerkbar. *Zur Geschichte der Indeklinabilien* (1907) beschließt das Habilitationsverfahren Richters an der Philosophischen Fakultät, wodurch sie zugleich als erste Wissenschaftlerin in den akademischen Lehrkörper der Universität Wien aufgenommen wird. In der junggrammatischen Tradition historisch-vergleichender Sprachwissenschaft trägt sie ein denkbar trockenes Thema vor und in der Planung und Abwicklung ihres Vortrags wird Bedacht darauf genommen, die Veranstaltung unter weitgehendem Ausschluss der Universitätsöffentlichkeit über die Bühne zu bringen, um antisemitische und frauenfeindliche Störaktionen zu vermeiden. Moritz Schlick knüpft bei seinem Antritt der Lehrkanzel für Naturphilosophie mit der *Vorrede zur Vorlesung ›Einführung in die Naturphilosophie‹* (1922) an die Leistungen seiner fachlichen Vorgänger Ernst Mach und Ludwig Boltzmann an. Das in diesem Band erstmals im Druck erscheinende (stichwortartige) Typoskript diente als Vorlage und Gedächtnisstütze für den lebendigen und publikumswirksamen Vortrag Schlicks. Friedrich Stadler cha-

rakterisiert Schlick in seinem Kommentar als einen der Protagonisten des Wiener Kreises, der – nicht zuletzt mit seiner Antrittsrede – die empiristische Tradition der Naturphilosophie an der Wiener Universität entscheidend befördert hat.

In ihrem Beitrag zu Heinrich von Srbik arbeitet Martina Pesditschek heraus, wie einer der einflussreichsten österreichischen Historiker des 20. Jahrhunderts in Auseinandersetzung mit der historischen Person Metternichs auf zeitgenössische politische Konjunkturen sowohl im Hinblick auf für seine Karriere opportune Möglichkeiten als auch auf Basis eigener ideologischer Überzeugungen reagiert. Seine Antrittsvorlesung *Metternichs Plan einer Neuordnung Europas 1814/15* (1922) ist ein Dokument dafür, wie sich ein wichtiger Vertreter der Geschichtswissenschaft mit seiner historiographischen Arbeit indirekt, aber wirkungsvoll politisch positioniert. Eine ganz offenkundig politische Veranstaltung war die Eröffnung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft 1943. Zu diesem Anlass entwickelt der auf die neu eingerichtete Professur berufene Ordinarius Heinz Kindermann in seiner Rede *Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft* (1943) nicht in erster Linie die Grundlegung einer neuen Disziplin, sondern legt vielmehr ein kultur- und wissenschaftspolitisches Programm im Dienst des Nationalsozialismus vor, das weniger an die Fachwelt als an Funktionäre und Ideologen der Partei gerichtet ist. Birgit Peter beschreibt und analysiert den Festakt und die Antrittsrede mit Blick auf den spezifischen Kontext und verfolgt Kindermanns Werdegang bis ins postnazistische Österreich. Erwin Schrödingers Antrittsrede *Die Krise des Atombegriffs* (1956) beschließt die Auswahl des Bandes. Der Nobelpreisträger für Physik, der als einer der Wegbereiter der Quantenmechanik gilt, legt seinem Publikum darin die Frage nach den kleinsten Teilchen vor. Herbert Pietschmann würdigt Schrödingers Antritt in Wien als akademisches und gesellschaftliches Ereignis auf dem Weg der Modernisierung der Wissenschaften im Österreich der Nachkriegszeit.

Die Recherchearbeiten an dem vorliegenden Band wurden durch den Jubiläumsfonds des Rektorats der Universität Wien, namentlich durch die vormalige Vizerektorin für Forschung und Nachwuchsförderung, Susanne Weigel-Schwiedrzik, gefördert. Der Dank für die Unterstützung bei der Deckung der Druckkosten geht an die Dekanin der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Melanie Malzahn, sowie an ihren Vorgänger Dekan Matthias Meyer, an den Dekan der Fakultät für Physik, Robin Golser, und an die Dekanin der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Claudia Theune-Vogt.

Die Österreichische Zentralbibliothek für Physik hat das Manuskript der Antrittsvorlesung von Erwin Schrödinger aus dem Nachlass zur Verfügung gestellt, das Institut Wiener Kreis, insbesondere Friedrich Stadler, eine Kopie des

Typoskripts der *Vorrede zu Moritz Schlicks erster Vorlesung in Wien*. Beiden Institutionen sei hiermit für die Kooperation bei der Edition der Texte gedankt.

Herzlicher Dank gebührt Roman Kabelik, Hannah Körner, Stefan Scherhauser und Christian Wimplinger für deren Unterstützung bei editorischen Tätigkeiten. Zudem sei den HistorikerInnen Mitchell Ash, Katharina Kniefacz, Sylvia Paletschek, Verena Pawlowsky, Herbert Posch und Thomas Winkelbauer für wichtige Hinweise und universitätsgeschichtlichen Rat gedankt sowie dem Leiter des Archivs der Universität Wien, Thomas Maisel, für stets freundliche Auskunft.

Alexander Conze (1831–1914)

Ueber die Bedeutung der classischen Archæologie (1869)

Ueber die Bedeutung der classischen Archæologie.

Eine Antrittsvorlesung

gehalten an der Universität zu Wien am 15. April 1869

von

Alexander Conze.

Ich habe Sie, meine Herren, zu einer Vorlesung eingeladen, mit welcher ich das Lehramt für classische Archæologie an dieser althehrwürdigen Universität an-trete. Es musste mir die Gelegenheit wünschenswerth sein, Ihre Aufmerksamkeit durch eine Besprechung auf dieses wissenschaftliche Feld zu lenken, ganz aus-drücklich um Ihre Antheilnahme für dasselbe zu bitten; denn nur im Vereine mit Ihnen ist meine eigene Aufgabe zu lösen. Ich will über die Bedeutung der ges-ammtten, von mir zu vertretenden Disciplin, über die Bedeutung der classischen Archæologie zu Ihnen sprechen; das soll dienen, damit wir uns gleich in den Hauptpunkten über das verständigen, was uns fortan zusammen beschäftigen soll, ich kann Ihnen meine Auffassung des ganzen Faches, wie ich denke, klar und einfach darlegen, Sie können sehen, welche Ziele ich Ihnen stecken möchte, wünschend, dass Sie denselben näher kommen mögen, als es mir selbst vielleicht vergönnt war und sein wird.

Eine solche Wahl des Themas, dass der Lehrer über das Ganze seines Faches sich ausspricht, ist bei Antrittsvorlesungen oft genug und gewiss immer pas-sender Weise getroffen. Doch mir in meinem Fache schien es für heute ganz besonders geboten. Die classische Archæologie ist eine Disciplin, über deren Idee, deren Umfang und Bedeutung eine Erklärung am allermeisten noth thut. Schon der als solcher in der That ganz sinnlos gewordene Name trägt dazu bei, die ziemlich verbreitete Unklarheit über das Wesen der Sache zu erhalten. Sieht man dann auf die Praxis wenigstens gewisser Perioden, die, zwar jetzt vorüber und abgethan, doch in der allgemeinen Vorstellung noch nachwirken, so will es scheinen, als fehle es der classischen Archæologie, der Archæologie, wie man auch schlechthin sagt, an jedem klar begrenzten Gebiete, als fehle es der

Beschäftigung mit ihr an einem großen Zusammenhange und selbst an wissenschaftlicher Würdigkeit. Es sieht da oft genug aus, als gehöre in die Archæologie wie in eine Rumpelkammer alles, was andere verwandte Fächer nicht recht unterzubringen wüssten, als handle es sich beim Archæologen von einer Seite gesehen nur um eine besonders verkehrte und geschmacklose Behandlung der Kunst oder von der andern Seite her betrachtet um ein absonderlich willkürliches, einseitiges und oft genug stark dilettantisch gefärbtes philologisches Treiben. Fragt man endlich die Meister des Faches selbst, liest man manche der von ihnen aufgestellten Definitionen, so fehlt es auch da nicht an Abweichungen; manche von ihnen haben ein solches buntes Allerlei zugelassen, dass man nicht einsieht, weshalb das mit einem Gesamtnamen als ein Ganzes aufzutreten das Recht haben soll. Es sei ferne, das von *allen* Vertretern des Faches zu sagen. Die jetzt innerhalb des Ganzen der Fachwissenschaft Tonangebenden haben energisch genug gegen früheren Mißbrauch protestiert, haben Gesichtspunkte aufgestellt und in ihren Arbeiten durchgeführt, denen ich sogar das Wesentliche meiner Auffassung verdanke. Den Anfänger aber, der in der Literatur ohne Führer sich Rath erholt, beirren auch längst verurtheilte Richtungen noch. Vor Wiederholung auch schon gesagter Dinge darf ich deshalb hier meinen zukünftigen Zuhörern gegenüber nicht zurückschrecken.

Alle Wissenschaft, die ihr Verstehen an gegebenem Stoffe übt, zerfällt in zwei große Hälften. Der einen Hälfte ist die Natur, die Offenbarwerdung jenes großen Urgrundes aller Dinge, den wir ahnen, Object des Erkennens; mit den Manifestationen des menschlichen Geistes hat es die andere Hälfte zu thun, die Geschichte, oder um mich an Boeckh's Auffassung anzuschließen, die Philologie im weitesten Sinne. Alles was wir auf diesem auch wol sogenannten Gebiete der Geisteswissenschaften zu verstehen suchen, ging zunächst aus dem Menschen hervor, seine Thaten, seine Reden, die Schöpfungen seiner Hand, die in allen Diesem niedergelegten Gedanken. Im überwältigend großen Umfange auch dieses wissenschaftlichen Bereiches kann die Arbeit zunächst immer nur wieder an einzelnen Stellen ansetzen; die Forschung zerlegt sich das Ganze, und zwar in doppelter Weise, gleichsam nach Quer- und nach Längendurchschnitten. Nennen wir das Ganze mit Boeckh Philologie, so zerfällt sie nach Querdurchschnitten in eine deutsche Philologie u. s. w., in eine classische Philologie, welche letztere mit sich freilich auch erst nach und nach abklärendem Bewusstsein über ihre letzten Ziele die gesammten Geistesäußerungen der Völker des classischen Alterthums verstehen, um einen auf Fr. A. Wolffs großartiger Anschauung beruhenden Ausdruck mir anzueignen, den Organismus des classischen Alterthums zur Anschauung bringen will. Dieselben verschiedenen Weisen der Geistesäußerungen wiederholen sich nun aber, wenn auch mit ungleichem Gelingen, durch alle Zeiten hindurch bei allen Völkern, so, um zuerst nur die eine besonders wichtige zu nennen, die Sprache. Indem sich nun die Forschung nicht

auf eine Zeit, auf ein Volk beschränkt, sondern sich einer solchen Aeußerungsweise des menschlichen Geistes zuwendet, die dann aber durch alle Zeiten und Völker, oder doch durch ganze Reihen derselben hindurch verfolgt, bilden sich die Theilungen nach dem Längendurchschnitte. Eine solche ist also die Sprachwissenschaft. Der Mensch ist nun aber nicht nur, was zur Sprache führt, ein »singendes Geschöpf«, wie W. v. Humboldt sagte, er ist auch nach anderem Spruche ein werkzeugmachendes Geschöpf, ein werktätiges, in dessen Bau besonders die Hand sich auszeichnet; er schafft mit Hand und Werkzeug gedankenvoll in räumlichen Formen. So liegt neben dem großen Gebiete der Sprache ein anderes, das Gebiet der Kunst, um einen kurzen, zugleich im engeren und wieder im weitesten Sinne zu fassenden Ausdruck zu wählen. Neben der Sprachwissenschaft erstet eine Kunstwissenschaft, auch also, um am Vergleiche festzuhalten, ein Längendurchschnitt durch das große philologische Gesamtgebiet. Diese Längen- und Querschnitte kreuzen sich und, um es jetzt kurz zu sagen, wo sich der Querdurchschnitt der classischen Philologie und der Längendurchschnitt der Kunstwissenschaft kreuzen, da und genau da liegt das Gebiet der classischen Archæologie. Wollte man den unbezeichnenden Ausdruck Archæologie über Bord werfen, so würde man an seine Stelle Wissenschaft der classischen Kunst setzen.

Halten wir diese Begriffsbestimmung an die Archæologie, wie sie in der Praxis und in den Definitionen ihrer Vertreter erscheint, so finden wir bei allerlei kleinen Abweichungen doch das immer wieder übereinstimmend, dass, wie auch wir es verlangen, die Kunst den Hauptgegenstand der wissenschaftlichen Beschäftigung bildet. Nur der Umkreis des Gebietes schwankt hin und wieder, er wird bald enger bald weiter gezogen und nicht immer ist er klar und sicher um dasselbe Centrum beschrieben; bei unregelmäßigen und verschwimmenden Umrissen sieht man oft gar nicht deutlich wo dieses Centrum liegt, wo der Keimpunkt, wo die Lebensquelle des Ganzen ist, so dass es dann an Einheit, Selbständigkeit und Lebensfähigkeit zu fehlen scheint. Mit dem Worte *Kunst* treffen wir aber dieses Centrum.

Noch einmal müssen wir hier aber über das Wort sprechen. Der Ausdruck Kunst ist einmal im engeren Sinne zu verstehen, nicht die in Geberden, Tönen, in der Sprache wirkende Kunst, nicht Orchestik, Musik, Poëtik können hier mitbegriffen sein; das ist schon geläufiger im Sprachgebrauche. Aber nach dieser Ausscheidung muss das Wort dann wieder, und das bedarf mehr der Betonung, im weitesten Sinne gefasst werden: alle in räumliche Form hineingeschaffenen Menschengedanken, aus denen eine neue Welt um uns erstet und deren kein Volk je ganz entbehrt, müssen als in unser Gebiet der Betrachtung gehörig angesehen werden. Nicht können wir von vorn herein æsthetisch vornehm nur hervorragendere Leistungen, nur die einer sogenannten schönen Kunst mit Ausschluss von Handwerksarbeit oder dergleichen der wissenschaftlichen

Betrachtung werth halten. Nicht nur der Tempel, sondern schon der einfach behauene Stein, der aufgeschüttete Grabhügel und der von Feldsteinen zusammengetragene Altar, auch jedes einfache Geräth, das nur eine erste Antwort auf die Nothfrage des dringendsten Bedürfnisses einfacher Menschheit ist, Alles gehört herein. Nicht Schönheit, aber doch Streben nach einer solchen, wenn auch in den verschiedensten Trübungen kann schon an den leicht übersehenen unbedeutendsten Stücken vorhanden sein und für die geschichtliche Betrachtung haben gerade diese ersten Regungen ihre besondere Wichtigkeit. Es ist leicht zu ersehen, dass auch die äußerste Roheit im Vergleiche zu weiterer Entwicklung lehrreich sein kann und wiederum, dass in Zeiten hoch gesteigerter Ausbildung sich die Vollendung bis in das Kleinste hinein, beim Bau bis in jede Fuge hinein fühlbar macht, so wie endlich, dass auch die allereinfachste Idee, wie die tektonische der Mauer, der mannigfachsten Behandlungsweise, die immer ihr Bezeichnendes hat, fähig ist. Es ist aber wichtig, um noch einmal auf das Ganze zu sehen, dass wir es bei den Abgrenzen eines solchen Gebietes der Kunst für unsere Erforschung nicht nur mit einer besonders eigenthümlichen äußeren Art des Gedankenausdrucks, nicht bloß mit einer eigenthümlichen Einkleidung sonst nicht von anderen unterschiedener Gedanken zu thun haben, sondern dass die in räumlichen Formen in Erscheinung tretenden Gedanken schon vom Grunde aus in ihrem Wesen und bis in ihre tiefste Wurzel in der sie schaffenden Seelenthätigkeit von den übrigen Menschengedanken verschieden sind, dass sie aus einem »anschauenden Denken« hervorgehen und dass das, was sie sind, in gar keiner anderen Weise heraustreten kann, als in räumlicher Form; dem Gedanken einer bacchischen Gruppe kommt ja, um ein passend gewähltes Beispiel hier zu wiederholen, der Dithyrambos in Poësie und Musik sehr nahe, kann ihn aber niemals ganz gleichwerthig ausdrücken; es bleibt immer etwas Incommensurables übrig. Damit hört also die Theilung für die wissenschaftliche Betrachtung auf eine nur vom Aeüßerlichen ausgehende zu sein.

Für die in räumlicher Form gestalteten Menschengedanken, das Object also unserer Disciplin, haben manche Archæologen, besonders Gerhard liebte es, das Wort *Denkmäler* gebraucht; Archæologie wurde als Denkmälerkunde, sogar mit etwas ungeheuerlich klingendem Namen als monumentale Philologie bezeichnet – kürzlich ist in Nachahmung dessen auch eine monumentale Theologie erschienen. Hiebei muss das Wort Denkmäler auch erst wieder besonders definiert werden; denn sehr Vieles, was entschieden unter die Gegenstände archæologischer Erforschung gehört, zum Beispiel die tausende und aber tausende von Thongefäßen mit ihren lehrreichen Malereien, wird man sonst kaum Denkmäler nennen. Dann aber, und das ist wichtiger, hängt diese Namengebung mit einem sehr verbreiteten Irrthume in Bestimmung des archæologischen Gebietes zusammen. Zu den Denkmälern rechnet man in erster Linie mit Recht die Inschriften und, sagen nun eine ganze Reihe von Archæologen, die Inschrift gehört

in den Kreis der Archæologie, sogar als eine Hauptabtheilung desselben gilt ihnen die Epigraphik. Das ist falsch, wie gerade bedeutende Epigraphiker, ich berufe mich nur auf Henzen, auch ihrerseits bestätigt haben. Allerdings praktisch macht es sich so, dass, wer als Archæolog arbeitet, vielfach mit Inschriften in Berührung kommt, die er auch gewiss nicht bei Seite liegen lassen soll; sie haben für ihn sogar oft auch eine ihm sehr nahe angehende Wichtigkeit. Ferner in archæologischen Zeitschriften pflegen Inschriften mitgetheilt zu werden, die archæologischen Sectionen der deutschen Philologenversammlungen pflegen Inschriften in den Kreis der zu behandelnden Gegenstände zu ziehen, unser großes Institut für archæologische Correspondenz in Rom widmet den Inschriften die eine Hälfte seiner Thätigkeit. Diese praktische Verbindung ist nothwendig, aber darauf lässt sich nicht der Begriff einer Wissenschaft bauen. Die Inschrift ihrem Inhalte nach, und der ist doch das Wesentliche, gehört offenbar nicht in die Archæologie, wie wir sie nur fassen können, gehört nicht in die Archæologie, wenn wir dieser überhaupt ein klar gesondertes Gebiet vindicieren wollen. Die Inschrift ist ein Literaturwerk; denn ob sie auf Stein oder Papyrus geschrieben ist, wird doch wol nicht die Scheide machen sollen. In einer Hinsicht, das ist aber eine bei der Inschrift leicht vergessene, es sei denn, dass man zum Zwecke der Zeitbestimmung von ihr Notiz nimmt, in einer Hinsicht gehört allerdings die Inschrift im strengsten Sinne in das Gebiet der Archæologie, nämlich so weit sie rein räumliches Zeichen ist, ganz abgesehen von der in sie auf so wunderbare Weise hineingelegten lautlichen und begrifflichen Bedeutung. Die Form der Buchstaben steht im handgreiflichen Zusammenhange mit der gesammten bauenden und bildenden Kunst und die Geschichte der Buchstabenformen im Zusammenhange mit der Geschichte der gesammten Kunst. Man kann in den bestgeformten attischen Inschriften das Formgefühl der perikleischen Epoche wiederfinden, von romanischer, gothischer Schrift spricht jeder Architekt und Zeichner; der Gang der Schriftgestaltung vom Rohen zum Mühsam-genauen, dann einfach Deutlichen, Leichten, dann wieder einmal Prunkenden, endlich Nachlässigen und schließlich oft Verschrobenen, so im Alterthume wie im Mittelalter, geht dem Gange der gesammten Kunstentwicklung parallel. Die Uebertragung der Schrift von einem Volke zum andern ist ein sicheres Zeichen für Uebertragung auch der ganzen Kunst; ich erinnere an den wichtigen Fingerzeig, den uns die Einführung der phönizischen Schriftzeichen für die Einflüsse, denen die älteste griechische Kunst überhaupt unterlag, gibt, erinnere an die Ueberführung spätgriechischer Schrift nach Russland, an die Verbreitung der lateinischen Schrift unter Kelten, Germanen, Westslaven und an die damit zusammenhängende Ausbreitung ganzer Kunstweisen.

Während wir also die Epigraphik mit Ausnahme dieser ihrer einen Seite aus dem Gebiete der Archæologie verweisen, nicht freilich aus dem Arbeitskreise einzelner Archæologen, wie überhaupt dem Einzelnen mit solchen *Distinctio-*

nen nichts vorzuschreiben ist, so können wir das *nicht* mit der *Numismatik*. Hier haben wir es in den Münzen mit kleinen Kunstwerken zu thun, kleinen tektonischen Formen, die Träger von Bild und Schrift werden; ihre Menge, die Möglichkeit sie örtlich und zeitlich zu bestimmen, machen schon die Beobachtung der Formenwandlungen an ihnen sehr fruchtbar. Aber freilich hat gerade die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit dieser kleinen Werke, haben die sehr mannigfachen Beziehungen, die sich geschichtlich, mythologisch, metrologisch u. s. w. an sie knüpfen, es dahin gebracht, dass die wissenschaftliche Bearbeitung der Münzen die ganze Kraft vieler einzelner Forscher vollauf in Anspruch nimmt; wer wollte in Wien hier nicht Eckhels gedenken und dessen, was er auf diesem Felde zu thun fand und that. Es liegt hier also der umgekehrte Fall vor, wie bei der Epigraphik: während diese letztere vielfach faktisch in den Arbeitskreis der Archäologen gerückt ist, ohne zur Archäologie dem Begriffe nach zu gehören, so hat sich die Numismatik emancipiert, der Archäolog, der sein Fach ganz umfassen will, kann selten in alle kleinsten Fächer der Numismatik blicken, wir haben Numismatiker, die der übrigen Archäologie sehr fern stehen, während doch die Numismatik ganz streng in die Archäologie gehört.

Wenn man weiter ganz ausdrücklich die Mythologie als Theil der Archäologie hingestellt hat, so ist das mit nichts zu vertheidigen. Weil der Archäolog Mythologie wissen muss, weil der Mytholog viel aus den Kunstwerken lernt, darum gehört die ganze Erforschung der mythischen Vorstellungen, dieser Theil der Religionsgeschichte, nicht in die Archäologie, wie wir sie verstehen. Dieses ganz ungehörige Hereinziehen der Mythologie hat, was man von dem Hereinziehen der Epigraphik nicht sagen kann, für die Thätigkeit vieler Archäologen sich von sehr schlechtem Einflusse gezeigt. Statt sich einem Kunstwerke gegenüber an einem oft wirklich sehr einfach zu erreichenden Verstehen des Gedankens des Künstlers genügen zu lassen, hat man oft genug jedes einzelne Bildwerk als Quelle mythologischer Gelehrsamkeit geglaubt pressen zu müssen, und kam die nicht heraus, so kam sie bei der Gelegenheit hinein; »legt Ihr's nicht aus, so legt Ihr's unter« ist gerade nach dieser Richtung hin an den antiken Bildwerken zum Uebermaße geübt.

Wie weit die Topographie mit Recht unter den Unterabtheilungen der Archäologie erscheint, ist nach dem bisher Ausgeführten wol ohne Weiteres deutlich; alle Umgestaltung, die der Mensch mit der von ihm bewohnten Oertlichkeit vornimmt, muss als Kunst, wie wir das Wort bestimmten, gelten. Ganze Städte in ihrem Wachstume und in ihren Umgestaltungen, damit in ihrer räumlichen Anordnung sind große Complexe, die in diesem Sinne der archäologischen Erforschung unterliegen. Form und Lage des Landes, Gestaltung und Natur des Bodens sind hier entscheidend mitwirkende Factoren; sie sind gleichsam das seine Vorschriften auch sonst in der Kunst in zwingendster Weise geltend machende Material des menschlichen Schaffens; die Gedanken aber,

welche auf diesem Gebiete zum Ausdruck kommen, gehören dem ganzen gesellschaftlichen und staatlichen Leben an. Daraus ergibt sich das Eigenthümliche der Aufgaben einer wissenschaftlichen Topographie.

Endlich möchte ich noch eines Sprachgebrauches Erwähnung thun, der leicht zu Irrungen über das Wesen der Archæologie führen kann; man setzt wol hin und wieder als gleichbedeutend mit ihr den Ausdruck: die *realen* Fächer der Philologie. Wie unzutreffend das ist, geht schon daraus hervor, dass gerade die freilich auch besonders schwierige, zuerst von Winckelmann mit durchgreifendem Erfolge angefasste, edelste und eigentliche Endaufgabe der Archæologie, die Darstellung der Geschichte der künstlerischen Stile, eine im eminentesten Sinn im Bereiche des Formalen liegende ist. Das ist die Blüte unserer Forschung; jener Ausdruck, der sie nicht mit in sich begreifen würde, kann schon deshalb nur ein übel gewählter sein. Gegen ihn finden sich leicht noch andere Einwürfe, die ich übergehen will.

So viel über einzelne Abweichungen bei Bestimmung des Begriffes und Umfanges unseres Gebietes. Ich komme darnach wieder auf meine Erklärung zurück, dass die Archæologie *χατ' ἐξοχήν*, die classische Archæologie, die Archæologie der classischen Kunst, die Wissenschaft, einfacher gesagt, der classischen Kunst auf der Durchkreuzung der classischen Philologie und der allgemeinen Kunstwissenschaft liegend, der einen wie der anderen dieser beiden angehört. In dieser Beziehung nach zwei Seiten hin beruht eine besondere Eigenthümlichkeit des Faches, ja geradezu wegen dieses Doppelverhältnisses ganz vornehmlich hebt sich dasselbe jetzt mit einer schärferen Sonderung im wissenschaftlichen Organismus hervor. Denn das starke classisch-philologische Element in der Archæologie hindert sie in der allgemeinen Kunstwissenschaft aufzugehen, und wieder ihr kunstwissenschaftlicher Charakter nöthigt dem Philologen die Erklärung ab, dass das höchste Gelingen archæologischer Forschung an Bedingungen geknüpft sei, die er meistens nicht im Stande sei zu erfüllen. Eine gewisse künstlerische Neigung und Anlage und deren sorgfältige Pflege wird für dieses Gelingen von dem Einzelnen gefordert, ganz besondere Arbeiten nehmen die Zeit in Anspruch, der Studiengang führt bis zum Secierisch und in den Actsaal der Künstlerakademien und endlich wird ein fortgesetztes Reiseleben immer mehr erforderlich; denn die Kunstwerke in ganz Europa und darüber hinaus verstreut verlangen durchaus möglichst viel Autopsie, die keine Beschreibungen, auch keine Abbildungen ersetzen; um solche Hilfsmittel zweiten Ranges überhaupt benützen zu können, will das Auge und das Urtheil sogar erst durch Anschauung und Uebung vor Originalen gebildet sein. Dazu wächst der Stoff der Archæologie mit jedem Tage und die Fachliteratur war von jeher eine besonders schwer zu überblickende, nicht zu vergessen, dass wiederum die anderen Fächer der classischen Philologie in einem Wachsthum sind, das auch auf der anderen Seite wiederum zur Beschränkung führt. So tritt

trotz allen Widerstrebens eine Sonderung ein. Sie darf aber nie bis zur gänzlichen Loslösung führen, immer wird die Selbständigkeit der Archæologie nur eine bedingte sein; weder die Kunstwissenschaft, noch viel weniger aber die Philologie dürfen aufhören die Archæologie als ihren eingeordneten Theil zu betrachten.

Der Zusammenhang der Archæologie mit der allgemeinen Kunstwissenschaft ist erst mit der Ausbildung der letzteren in jüngster Zeit mehr hervorgetreten, aber es sind damit gleich zum höchsten Gewinne der Archæologie gleichsam schlummernde Kräfte geweckt, wie in ähnlicher Weise die Erforschung der griechischen und lateinischen Sprache durch die neu erstandene allgemeine Sprachwissenschaft gefördert ist und wie ebenfalls ähnlich in neuester Zeit in die Bearbeitung der alten Geschichte überhaupt von der Beachtung neuerer Geschichtsentwicklung frische Belebung eingedrungen ist. Erst durch das Bekanntwerden der Kunst der ältesten den Griechen benachbarten Culturvölker haben wir die Anfänge griechischer Kunst recht zu verstehen begonnen; die selbständige Weiterentwicklung der griechischen Kunst wird uns ungemein viel anschaulicher, wenn wir die vielfach analoge Entwicklung der modernen Kunst zum Vergleiche herbeiziehen und die Benützung solcher Hilfe ist doppelt geboten bei der ungemein schlechten und lückenhaften Ueberlieferung der antiken Kunst. Auch für die Auslegung der antiken Werke bewahrt eine möglichst innige Vertrautheit mit der Ausdrucksweise der Kunst, die zu allen Zeiten ihr sich gleich Bleibendes hat, vor einer Menge von Verkehrtheiten; die Anschauung der Meisterwerke der neueren Kunst bewahrt den Archæologen zugleich vor der unter Gelehrten nur zu verbreiteten Ueberschätzung eines jeden geringen Ueberrestes der Antike, welche nur von der Unfähigkeit, die wahre, unseren Augen zum großen Theile entzogene Größe der Leistungen des Alterthums entsprechend zu würdigen, zeugt. Für die archæologische Kritik wird ferner eine Vertrautheit mit der neueren Kunst geradezu unerlässlich, wenn es gilt die mannigfach verwickelten Fragen über Zeitbestimmung, über fälschende Nachahmung oder Alterierung eines antiken Werkes zu entscheiden. Andererseits aber wird eine noch so feine allgemeine kunstwissenschaftliche Ausbildung, wird die gewiegteste Kennerschaft, die sofort einem Werke antiken oder modernen Ursprung, antike Bestandtheile und moderne Zuthaten, die auch ohne Weiteres den Werth einer Arbeit als Original oder Copie erkennt, ohne philologisches Rüstzeug nicht über einen gewissen Punkt im Verstehen des Einzelnen und Ganzen der Antike hinaus und lange nicht bis zum erreichbaren Ziele kommen.

Während von den beiden Herrinnen der Archæologie die allgemeine Kunstwissenschaft sich erst neuerlich hervorgethan hat, ist die classische Philologie die ältere und dieses alte Verhältnis soll auch in aller Strenge gewahrt bleiben. Ohne die beständige Lehre und Aufsicht dieser älteren Disciplin würde es schlecht um die Archæologie bestellt sein; praktisch wird den Archæologen das

fast jeder Schritt lehren, wie wenig er dieser beständigen Stütze entrathen kann. Kennen wir doch, um gleich ein Deutlichstes vorauszunehmen, eine Menge verlorener Kunstwerke nur noch aus alten Beschreibungen und Erwähnungen in der Literatur; sind uns doch werthvolle Fragmente schon von den Alten selbst geübter Beobachtung und Erforschung ihrer Kunst und Kunstgeschichte in der Literatur gerettet. Was würden unsere Versuche, die Geschichte der griechischen Kunst wieder aufzubauen, ohne sie sein? Und da tritt gleich sprachphilologisches Wissen, Benutzung zum mindesten des dort z. B. in der Gestaltung der Texte Gewonnenen als unmittelbar nothwendig hervor. Augenfällig ist ferner dasselbe bei den so wichtigen, den Kunstwerken beigegebenen Inschriften. Und wie zu jedem einzelnen Werke, wo sie sich findet, die Inschrift, so muss für den gesammten Vorrath antiker Kunstüberreste die alte Literatur und damit zugleich wieder die Bearbeitung dieser Literatur als Commentar benutzt werden. Nicht nur die ganze gegenständliche Auslegung der Bildwerke, das Erkennen eines dargestellten Mythos, der in einer Scene auftretend dargestellten Figuren ist abhängig von der schriftlichen Ueberlieferung der mythischen Stoffe, der historischen Thatsachen und der des Alltagslebens, nein, auch die Erfassung der rein stilistischen Seite der antiken Kunstwerke würde wie ohne ihre Lebensluft nur kümmerlich gedeihen, wenn nicht zugleich die Aeußerungen doch zuletzt desselben Geistes in Sprache, Literatur und in allem Anderen zur Vergleichung herbeigezogen würden. Zumal in der Sprache legt sich die Geistesart eines Volkes nach allen Seiten viel feiner verzweigt auseinander, wir lernen da Alles viel klarer und bestimmter, in weniger der Willkür des Deutenden ausgesetzter Weise. Wie mangelhaft die Ergebnisse eines Studiums der Kunstwerke ohne den Blick auf eine gleichzeitige Literatur bleiben, zeigt uns u. a. im warnenden Beispiele bei aller Vortrefflichkeit ihrer Forscher die etruskische Archæologie; allen den zahlreichen Darstellungen in Wandgemälden, auf Spiegeln und Aschenkisten wird man verhältnissmäßig wenig mit aller darum nicht zu unterlassenden Mühe abzwängen, so lange das Siegel etruskischer Sprache nicht völliger gelöst ist; selbst dann freilich gäbe die spärliche Zahl der Literaturüberreste nur schwache Hoffnungen auf Hilfe. So wird denn das sprachphilologische Studium der beständige Begleiter und schon der Vorläufer des speciel archæologischen sein müssen. Der Einzelne muss hier noch immer denselben Weg gehen, den mit innerer Nothwendigkeit die Wissenschaft im Ganzen gegangen ist. Lange erst hat man das classische Alterthum aus seinen Schriftdenkmälern erforscht, ehe man mit einigem Erfolge die Hand an die Erforschung der Kunst gelegt hat und sie anlegen konnte. Ehe das geschehen konnte, hat uns die Sprachphilologie erst Vieles fertig in die Hand geben müssen und sie bleibt noch immer für die jüngere Schwesterdisciplin die Lehrerin der Methode, der wissenschaftlichen Technik. Wenn es uns gelungen ist in den Hauptzügen an der Hand ganz schwacher Spuren die Parthenos des Phidias wieder aufzubauen, die bei der Kostbarkeit